

Gestimmtheit und Gefühl in der Sozialen Arbeit

Professionalisierung und Ökonomisierung

Johannes Vorlauffer

Zusammenfassung

Im Zentrum dieses Beitrags steht der Versuch, Gestimmtheit und Gefühl gegen deren Destruktion durch ein ökonomistisch überlagertes Professionalisierungsverständnis als menschliche Existenzialien zu begreifen, die, weil sie menschliches In-der-Welt-Sein in seiner Tiefe und Weite erschließen, für die hermeneutische Dimension der Sozialen Arbeit konstitutiv sind. Dies auch im Hinblick auf eine noch weiter auszuarbeitende in der Berufsethik angedeutete „Ethik der Achtsamkeit“.

Abstract

In order to overcome the destruction of mood and emotion in an economic understanding of professionalization, this article focuses on the attempt to describe these mental states as human existentials which are essential to the hermeneutic dimension of Social Work because they provide a thorough comprehension of the human situation of his „being-in-the-world“. This is also relevant with regard to the ethics of care which is associated with professional ethics and needs to be further developed in the future.

Schlüsselwörter

Emotion – Professionalisierung – ökonomische Faktoren – Ethik – Soziale Arbeit

„Was es ab und zu gibt, das sind die Momente der Anteilnahme, die unerwartete Annäherung zweier Existenzen. Damit ist nicht die Geschäftswelt gemeint.“ (Holl 1985, S. 180)

Vorbemerkungen

Ist es selbstverständlich, dass wir Gefühle fühlen? Oder ertappen wir uns nicht immer wieder dabei, dass wir uns in unserem Alltag einerseits in Gefühlen in einer Art solipsistischer „Nabelschau“ suhlen und andererseits ein Image von uns und unseren Gefühlen schaffen, das heißt dass wir uns vorstellen, wie wir uns in bestimmten Situationen zu fühlen haben, welche Gefühle wir vermitteln sollen, um den Erwartungen des sozialen Umfeldes zu genügen? Und gesetzt, wir fühlen (bisweilen) unsere Gefühle: Haben sie uns etwas zu sagen? Oder müssen sie nicht erst von uns in eine höhere Stufe des Bewusstseins gehoben werden? Wie deuten wir Gefühle, das heißt bringen unsere Deutungen adäquat

zur Sprache, was Gefühle eröffnen oder verschließen? Und wie deuten wir uns als die, die Gefühle und Stimmungen „haben“ – falls wir sie überhaupt haben und nicht eher in ihnen „sind“? Diese Fragen verschärfen sich noch im Kontext der Praxis einer professionellen Sozialarbeit: Wie fühlen wir uns als Fühlende in einem professionellen Setting? Welche Bedeutung kommt diesem Fühlen und unserem Gestimmtsein für die Profession zu? Und was, wenn diese Profession in einem hohen Maß durch den Druck einer Ökonomisierung fremdbestimmt ist?

Es scheint, als bedürften Gefühl und Stimmung einer Reflexion, eines besinnlichen Nachdenkens dessen, was sie uns sinnlich vermitteln, und zumal einer Rückfrage nach uns selbst, die wir gestimmt sind. Die folgenden Überlegungen suchen unserem Fühlen und Gestimmtsein nachzudenken und hoffen, in all ihrer Fragmentarität und Unabgeschlossenheit für eine Professionalisierungsdebatte und eine Theorie Sozialer Arbeit dienlich sein zu können.

Einleitende Überlegungen und Fragen zu einer Hermeneutik von Stimmung und Gefühl

Gefühle haben keinen guten Ruf. Hat schon *Plato* als einer der Ahnherrn der europäischen Geschichte und mit ihm weitgehend die griechische Antike Gefühle erkenntnistheoretisch abgewertet und geschlechterdiskriminierend bewertet, so ist die folgende europäische Philosophie- und Kulturgeschichte auch als eine Geschichte zu dechiffrieren, in der die existenziale Bedeutung der Gefühle zu keiner konsensualen Deutung kommt. Mögen Gefühle als noch so schön erlebt werden, ihnen wohnt etwas Beängstigendes inne, ziehen sie uns doch in ihren Bann und beschädigen nachhaltig unsere Vorstellungen eines Selbstseins und selbstbeherrschten Ichs. Wer von Affekten affiziert wird, dem entzieht sich schnell der Boden unter seinen Füßen und er verliert jene fundamentale Sicherheit eines herrschaftlichen Ego, die seit der frühen Neuzeit nicht nur theoretisches Paradigma, sondern Fundament unserer Auseinandersetzung und Begegnung mit Welt und Menschen ist. Etwa an der Geschichte der Deutung von Mitgefühl und Mitleid ließe sich der angesprochene Problembereich festmachen und die eigentümliche Ambivalenz von Ratio und Emotionalität rekonstruieren und dekonstruieren: Die Geschichte der Gefühle ist selbst von einem mächtigen Gefühl determiniert: dem der Angst vor den Gefühlen und ihrer innewohnenden Dynamik.

Gefühle und Stimmungen umgreifen in eigentümlicher Weise sowohl „Theorie“ als auch „Praxis“, sie

er- und verschließen unser Tun und infizieren auch die Welt der Ratio. Diese sucht sich zwar immer wieder ihrer zu bedienen, in der Rhetorik etwa oder in der Politik, doch diese instrumentelle Verwendung macht erst recht Angst, die zu verdrängen wenig Sinn macht, da das Verdrängte hartnäckig wiederkehrt und der Ratio nicht selten einen Hinterhalt legt: Gefühle und Stimmungen bestimmen unser Miteinandersein auch dann, wenn wir ihrer nicht gegenständlich bewusst sind, und sie stimmen unser Dasein in einer sehr bestimmenden Weise. Eine vergegenständlichende Reflexion auf sie wird sie nicht in dem einholen können, was sie sind: eine Dimension menschlichen Daseins, „in“ der wir sind und die unserem Bedürfnis nach Kontrolle und Herrschaft beziehungsweise „Wissen“ sich hartnäckig entzieht. Haben wir sie aber dennoch endlich in ein kontrolliertes wissenschaftliches Wissen überführt, indem wir ihre chemischen und elektromagnetischen Spuren in Groß-, Klein- und sonstigen Hirnen auf Formeln bringen, so haben wir beim Anblick dieser wissenschaftlichen Leistung vielleicht ein gutes Gefühl, aber das so identifizierte und sezierte Gefühl ist eben doch nur ein vorher schon für den wissenschaftlichen Geist zurechtgestutztes und verstümmeltes, mit anderen Worten ein verobjektiviertes: In den vorgestellten Gefühlen als den Objekten der Wissenschaft präsentiert sich primär die Vorgestelltheit des Vorgestellten, das heißt die Rationalität des Vorstellenden und nicht das Andere vorstellenden Denkens, das heißt das Subjektive. Weniger wissenschaftstheoretisch formuliert: Wir müssen Gefühle erst opfern, um ihrer habhaft zu werden, und haben wir sie dann, sind sie keine lebendigen mehr.

Dennoch: Das Bedürfnis, Gefühle und Stimmungen unter die Kontrolle der Ratio zu bringen, ist doch legitim, wenn man auf Selbstständigkeit und Selbstverantwortlichkeit beharrt und sich nicht einfach dem „Irrationalen“ ausliefern will. Doch ist Kontrolle das angemessene Verhältnis von uns zu uns? Und sind Gefühle angemessen überhaupt aus der Irrationalität, das heißt vom Widerspruch zu einer vorgestellten Rationalität her zu begreifen? Oder ist nicht auch die Ratio nach ihrer geschichtlich gewordenen Rationalität zu befragen? Sind mithin Gefühl und Vernunft vielleicht aus einem spezifischen Bezug, einer eigentümlichen Zusammengehörigkeit zu begreifen, aus dem Da-Sein unseres menschlichen Anwesens? Und vielleicht gibt es nicht nur das Bedürfnis des Selbst nach einem reflektierten Bezug zu seinen Gefühlen, sondern auch das Bedürfnis der Gefühle nach Reflexion und Sprache? Kann vielleicht erst Sprache den Gefühlen zu sich selbst verhelfen, um als gefühlte Gefühle verstehend angeeignet zu

werden, um in unserem weltoffenen Dasein als Moment dieser Weltoffenheit eingeholt zu werden? Offensichtlich stehen Gefühle in einem Bezug zu Verstehen, und Sprache erschließt diesen Bezug.

Aus diesen Vorüberlegungen und Vorfragen folgt: Eine Hermeneutik der Stimmungen und Gefühle muss aus ihrer immanenten Aporie verobjektivierenden Vorstellens lernen, diese Grundweise unseres Daseins so zu reflektieren, dass im „Objekt“ nicht primär die Reflexion selber sichtbar wird, sondern das Reflektierte so sanft befragt wird, dass es sich nicht in einen Gegenstandsmodus zurückziehen muss, um sich dem neugierigen Blick zu entziehen. Absicht der folgenden Zeilen wäre es, Stimmungen und Gefühle in ihrer grundlegenden Bedeutung für menschliches Dasein und professionelle Begegnung zu bedenken. Dabei ist die professionelle „Umgebung“, sind die bestimmenden gesellschaftlichen Bedingungen mitzubedenken, das heißt, es ist vor allem zu fragen, inwiefern diese Bedingungen ein Vorverständnis schaffen, das den Zugang zu ursprünglicher Erfahrung und Deutung erschwert.

Stimmung und Gefühl im aktuellen Kontext einer Ökonomisierung der Sozialen Arbeit

Wenn *Maja Heiner* formuliert, dass viele Praktiker der Sozialen Arbeit ihre Tätigkeit als „eine intuitiv auszuübende, kaum erklärbare Kunst“ (*Heiner* 2004, S. 19) sehen, so wird diese Annahme von *Sandra Weihs* in ihrer empirisch ausgerichteten Magisterarbeit (*Weihs* 2007) auf weite Strecken hin bestätigt. Auch in der Professionalisierungsdebatte hat Intuition als Moment eines „hermeneutische[n] Fallverstehen[s]“ (*Heiner* 2004, S. 18) und als „stellvertretende Deutung“ (*ebd.*, S. 19) eine positive Bewertung erfahren. *Christian Callo* etwa versteht in seinem Werk über die Handlungstheorie in der Sozialen Arbeit Emotionalität als „eine besondere Form des Bewusstseins. Sie ist der Träger des subjektiven Erlebens innerer und äußerer Wirklichkeit. Emotionalität ist damit eine gefühlsmäßige Beigabe zur Wahrnehmung. Sie ist das Spüren der Welt am eigenen Leib“ (*Callo* 2005, S. 11). Und er zieht daraus die Konsequenz: „Erst wenn Gefühle gezeigt werden, lässt sich auch in professionellen Bezügen wirklich miteinander umgehen“ (*ebd.*, S. 12). Inspiration und Planung (*ebd.*, S. 57 ff.) stehen daher nicht in einem simplen Widerspruch, sondern in einem Verhältnis des Aufeinander-angewiesen-Seins.

Schärfer noch, nicht nur als Beigabe zur Wahrnehmung, begreift *Lothar Nellessen* Intuition: Sie setzt uns „in ein Vitalverhältnis zur Welt, das unsere ganze Person, das ganze Erleben einschließt“ (*Nellessen*

2007, S. 691). Im Begriff des Vitalverhältnisses deutet sich eine Radikalisierung an: „Intuitives Denken zielt auf eine Umstrukturierung der Gesamtsituation bis zur Stimmigkeit ab. Stimmt etwas nicht, so löst das eine emotionale Spannung aus, auf deren Lösung die Intuition gerichtet ist“ (*ebd.*). Soll unter einem Vitalverhältnis verstanden werden, dass hier das Verhältnis unseres Selbst zu uns selbst, also unsere lebendige Wahrnehmung gemeint ist, so spricht der Autor offensichtlich an, dass Intuition ein intentionales Weltverhältnis meint, welches aber auf das Ganze unseres Daseins abzielt und Emotionalität positiv inkludiert, so dass „Stimmigkeit“ mehr meint als Richtigkeit einer Lösung. In der „Stimmigkeit“ manifestiert sich ein anderes, ontologisches Wahrheitsverständnis: eines, das prozessual zu verstehen ist als ins Unverborgene Erscheinen-Lassen eines Verhältnisses. Stimmung sei daher im weiteren Verlauf der Überlegungen verstanden als Gefühl und Intuition fundierend.

Wenn nun zwar innerhalb der Überlegungen zur Professionalisierung der Sozialen Arbeit Gefühle in ihrer Bedeutung erkannt werden, so wird aber die Professionalisierungsdebatte selbst aktuell überlagert – und sich dabei auf weite Strecken von sich selbst entfremdet – von einer massiven Tendenz zu einer Ökonomisierung der Sozialarbeit: Diese steht somit nicht nur unter dem Anspruch ihrer eigenen Professionalität, sondern Effizienz und Kostenbewusstsein werden zu entscheidenden Elementen einer professionell organisierten und administrierten Hilfe. In der aktuell vorherrschenden Managementisierung Sozialer Arbeit und in deren korrelierenden Schlüsselbegriffen wie etwa dem der Qualitätssicherung oder der Standardisierung verbirgt sich dieser ökonomisierende Prozess und umgibt sich mit dem Schein zeitgemäßer Professionalität – wobei das Kriterium der Zeitgemäßheit Anpasstheit an die Vorgaben der vorherrschenden Strukturen und nicht die Klientinnen- und Klientenadäquate Handlungsnorm ist.

Der Wunsch vieler Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter nach Normalisierung und gesellschaftlicher Akzeptanz scheint sich in diesem Unterwerfungsprozess aber nicht nur zu erfüllen, sondern überzu-erfüllen. Um den Preis, Professionalität selbst aus professioneller Erfahrung zu bestimmen, wird die Professionalisierungsdebatte der Gegenwart zunehmend von Momenten des Tauschgeschäfts, von Ressourcenknappheit und vor allem Zeitknappheit bestimmt, genauer: fremdbestimmt. Im Gegenzug wird dem standardisierten Geist der Sozialarbeit von standardisierten Normierungsinstitutionen in

standardisierten Qualitätsmanagementprozessen Normalität attestiert. Inzwischen beginnt sich der unter Effizienzdruck arbeitende Sozialarbeiter dem unter Profitmaximierungsdruck arbeitenden Manager anzugleichen, repräsentiert der Sozialarbeiter, die Sozialarbeiterin zunehmend die Kälte der gesellschaftlichen Monade, den aus dem Tauschverhältnis historisch entstandenen Typus des Bürgers, dessen das Tauschgeschäft komplementär bestimmende Bedürfnis nach Ruhe, Ordnung und Sauberkeit sich im Sozialen widerspiegelt.

Gerät Sozialarbeit zum Geschäft? Und wieso sollte sie dies nicht (sollen), wenn doch die Warenform und das Denken in Tauschverhältnissen schon längst der Horizont unseres ganz alltäglichen Denkens und Fühlens geworden ist? Eine moderne Gesellschaft mit ihrer eingeschränkten Perspektive, alles nur noch unter dem verwertenden Mechanismus des Geldes zu sehen, eine Gesellschaft, deren Gefühlswelt sich auf die Liebe zum Geld konzentriert und deren normierte Beziehungsfähigkeit personaler Liebe selbst nur noch als eine – hoffentlich rentable – Investition in die Zukunft zu erfahren vermag, ist dabei, eine ihr angepasste Sozialarbeit hervorzubringen. Für diese Sozialarbeit wird Unterwerfung unter die Dynamik des Kapitals leitend und begriffsbildend sein. Dynamik des Kapitals bedeutet aber vielerlei, unter anderem eine Beschleunigung aller Lebensverhältnisse: „Wenn Zeit Geld ist, scheint es moralisch, Zeit zu sparen, vor allem die eigene, und man entschuldigt solche Sparsamkeit mit der Rücksicht auf den andern“ (*Adorno* 1980, S. 45)

Zu erwarten ist, dass unter dem Druck der Beschleunigung nicht nur die wirtschaftliche Effizienz, sondern auch die Verrohung der Menschen sich ins Unermessliche steigern wird. Dem muss eine professionelle beschleunigt-beschleunigende Sozialarbeit durch stärkere Verobjektivierung ihres Beziehungs-geschehens korrespondieren: Verwertbar/messbar sind nur verobjektivierte Fälle eines Allgemeinen, nur solche sind statistisch erfassbar und somit Grundlage der Sozialarbeit. Damit ist gesagt, dass der gesellschaftliche Verdinglichungsprozess, der bedeutet, den Einzelnen nicht als Person, sondern als eine mehr oder weniger nützliche und funktionierende Sache zu „behandeln“ und zuzurichten, in der Sozialarbeit mit anderen Mitteln fortgesetzt (werden) wird. Sozialarbeit, die Kunst, dem anderen verobjektivierend zu begegnen in dem Sinne, dass der andere in seiner Problemsituation objektiv analysiert und diese Objektivierung gleichzeitig überwunden wird, diese Kunst, den anderen als Fall wahrzunehmen und gleichzeitig als einen, der „wesent-

lich“ mehr und anderes ist als ein allgemeiner Fall – Individuum est ineffabile nannte das die traditionelle Philosophie – ist eines der folgenreichsten Opfer der Ökonomisierung.

Konsequent formuliert *Josef Bakic* in einem kritischen Beitrag zur „Zauberformel“ Qualität und Qualitätssicherung im sozialpädagogischen Kontext: „Die Diskussion um Qualität vermittelt als Lösung eine einfache und ökonomisch rationale Kontrolle. Was dabei zwangsläufig außer Acht gelassen wird, ist der personale Aspekt erzieherischer Tätigkeit“ (*Bakic* 2009, S. 1). Die „[...] ökonomistische Suche nach Flexibilität, Passgenauigkeit und Konsumfähigkeit, die den Menschen als Humanressource nimmt und zum verdinglichten Faktor für die Aufrechterhaltung einer Warenaustausch- und Dienstleistungswelt macht“ (*Bakic* 2007, S. 211), ist nun keine zu vernachlässigende Rechenmethode, sondern ein Perspektivenwechsel, „bei dem nichts weniger als die Bestimmung des Menschen im Sinne der Humanitas auf dem Spiel steht“ (*ebd.*, S. 212).

Von der Destruktion der Gefühle durch die Vorrherrschaft rechnender Rationalität als Moment der Verdinglichung des Selbst

Der Zwang zu unbegrenzter Verwertbarkeit wird formal fundiert in einer rechnenden Rationalität. *Adorno* hält in seiner „Dialektik der Aufklärung“ fest: „Das Verdikt über die Gefühle war in der Formalisierung der Vernunft schon eingeschlossen“ (*Adorno* 1981, S. 111). Was diesem Prozess als leitendes Gefühl bleibt, ist die Kälte einer Gesellschaft, die sich durch keine noch so große Liebe zum Geld erwärmen wird können. Denn die „[...] praktischen Ordnungen des Lebens, die sich geben, als kämen sie den Menschen zugute, lassen in der Profitwirtschaft das Menschliche verkümmern, und je mehr sie sich ausbreiten, um so mehr schneiden sie alles Zarte ab. Denn Zartheit zwischen Menschen ist nichts anderes als das Bewußtsein von der Möglichkeit zweckfreier Beziehungen, das noch die Zweckverhafteten tröstlich streift [...]“ (*Adorno* 1980, S. 45).

Rechnendes Denken, das sich in Zweck-Mittel-Relationen erschöpft, muss Zartheit in selbstbewusste und sicherstellende Subjektivität verwandeln, die sich dem anderen nicht zweckfrei-personal zuwendet, sondern konkurrierend entgegenstellt, sich vor aller Kampfhandlung schon in einer Herr-Knecht-Dialektik aufspreizt. Dieser Widerspruch aus dem Gegeneinander der aufeinander gehetzten Massen mag Reichtum als ungeheure Anhäufung von Waren hervorbringen, zugleich aber „[...] tritt Verarmung im Verhältnis zu anderen Menschen ein: die Fähig-

keit, den andern als solchen und nicht als Funktion des eigenen Willens wahrzunehmen, vor allem aber die des fruchtbaren Gegensatzes, die Möglichkeit, durch Einbegreifen des Widersprechenden über sich selber hinauszugehen, verkümmert“ (*ebd.*, S. 147).

Der „fruchtbare Gegensatz“, den *Adorno* hier anspricht, meint jene dialogische Dimension menschlichen Daseins, unser apriorisches Über-sich-selber-Hinausgehen zu den anderen als Grundvollzug unseres Selbst-Seins, welches sich wesentlich in und durch Sprache ereignet und zu verstehen gibt, aber auch „vorreflexiv“ in Befindlichkeit, Stimmung. Sprache nun ist es, die sich im Kontext rechnenden Denkens einengt – zwar informiert sie immer schneller und in immer kürzeren „messages“, doch sie spricht zunehmend nicht mehr: Denn das Wort, dem wir einander hörend vereignet sind, ist etwas wesentlich anderes als eine Info-Einheit, die wir gehorchend zur Kenntnis nehmen. „Wörter, Zahlen, Termine machen, einmal ausgeheckt und geäußert, sich selbständig und bringen jedem Unheil, der in ihre Nähe kommt. Sie bilden eine Zone paranoischer Ansteckung, und es bedarf aller Vernunft, um ihren Bann zu brechen“ (*ebd.*, S. 154): Managementisierung² schafft einen Raum ihrer eigenen Kontrolle und Herrschaft, einen Raum, in dem der „Wahnsinn der Normalität“ (*Gruen* 1987) wuchert, indem er sich als Norm definiert.

Hier finden sich zerstückelte Sprache und zerstückelte, zwecks Optimierung und Sparsamkeit in immer kleinere Jetzt-Punkte zerlegte Zeit zusammen und bilden ein System, das Denken und Fragen niederdrückt zugunsten eines Getriebes und technologischen Funktionierens im Fraglosen. „Als reine Machtmittel aber nehmen die entzauberten Worte magische Gewalt über die an, die sie gebrauchen“ (*Adorno* 1980, S. 154). Werden Worte instrumentell verwendet, so muss sich der Sprachgebraucher selber seiner verstümmelten Sprache anpassen und sich selber in seiner anthropologischen Tiefenstruktur beschneiden, er muss sich zum Ding machen: „Unterm Apriori der Veräußerlichkeit hat das Lebendige als Lebendiges sich selber zum Ding gemacht, zur Equipierung. Das Ich nimmt den ganzen Menschen als seine Apparatur bewußt in den Dienst. Bei dieser Umorganisation gibt das Ich als Betriebsleiter so viel von sich an das Ich als Betriebsmittel ab, daß es ganz abstrakt, bloßer Bezugspunkt wird: Selbsterhaltung verliert ihr Selbst. Die Eigenschaften, von der echten Freundlichkeit bis zum hysterischen Wutanfall, werden bedienbar, bis sie schließlich ganz in ihrem situationsgerechten Einsatz aufgehen. Mit ihrer Mobilisierung verändern sie sich. Sie bleiben

nur noch als leichte, starre und leere Hülsen von Regungen zurück, beliebig transportabler Stoff, eigenen Zuges bar“ (*ebd.*, S. 261).

Im das Ganze erfassenden Prozess der Rationalisierung werden Stimmung und Gefühl zum Unaufgeklärten im Aufgeklärten, zum Nicht-Reglementierten im Reglementierten, zum Nicht-Standardisierten im Standardisierten, zum Archaischen – und müssen deshalb instrumentell verwendet werden: aufgeklärt als bloße Begleiterscheinung, reglementiert in einem Normensystem, standardisiert zur Schaffung eines erwünschten Image von sich selbst. Kurz: „Man“ weiß nicht nur, wie man sich korrekt zu verhalten hat, sondern auch, welche Gefühle erwartet werden, dass man sie zeige. Nur als instrumentell Verstumelte sind sie der Ratio ungefährlich, vermögen sie die verengte Rationalität nicht zu sprengen, die in ihnen sich meldende Weite und Tiefe des Daseins nicht zum Vorschein kommen zu lassen.

Stimmung und Gefühl als menschliches Existenzial: Versuch einer phänomenologischen Rekonstruktion

Die Frage nach Gefühl und Stimmung im Kontext ökonomisierter Sozialarbeit und rechnender Rationalität lässt diese einerseits als archaisch, als Relikt unaufgeklärter und vorrationaler Zeiten, andererseits als bedeutungslos erscheinen, da sie fraglos als vorhandene seelische Begleiterscheinungen gedeutet und berechnend verwendet werden. Die phänomenologische Rückfrage nach Gefühlen kann nicht ohne weiteres von diesem alltäglichen Vorverständnis ausgehen, sondern muss einen Schritt zurückgehen, um Gefühle und Stimmungen in ihrer Phänomenalität sich von sich selbst her zeigen zu lassen. *Adorno* deutet an, was in *Martin Heideggers* Daseinsanalytik phänomenologisch aufgewiesen wird: „Kein Gefühl ist substantiell, dem nicht Erkenntnis innewohnt [...]“ (*Adorno* 1975, S. 174) – dies sagt zumindest, dass es auch jenseits des Instrumentellen Residuen ursprünglicher Erfahrung geben könnte und dass Gefühlen dann Erkenntnis innewohnt, das heißt dass sie etwas zu verstehen geben.

Heidegger sucht in seinem daseinsanalytischen Werk „*Sein und Zeit*“ in ontologischer Absicht den Selbstvollzug menschlichen In-der-Welt-Seins aufzuweisen, gegen die vorherrschenden alltäglichen Deformierungen die Grundstrukturen menschlichen Daseins freizulegen, Menschsein sich in seiner Möglichkeit sich von ihm selbst her sich zeigen zu lassen. Gestimmt „ist einem so und so“ (*Heidegger* 1983, S. 410): In diesem – vorreflexiv gegebenen – „wie einem ist“ bringt das Gestimmtsein das Sein in sein

„Da“ (*Heidegger* 1979, S. 179), in die Erschlossenheit seiner selbst. Stimmung lässt „die Offenbarkeit des Seienden geschehen“ (*Heidegger* 1980, S. 82). Solcherart ist die Grundstimmung die ursprüngliche Versetzung des Menschen in die Weite des Seienden und die Tiefe des Seins. Sie ist „eine Weise im Sinne einer Melodie, die [...] für dieses Sein [das Da-Sein, Anmerkung des Autors] den Ton angibt, das heißt die Art und das Wie seines Seins stimmt und bestimmt“ (*Heidegger* 1983, S. 101). Kurz: die „Grundweise, wie das Dasein als Dasein ist“ (*ebd.*). Als diese Grundweise ist Stimmung konstitutiv für menschliches Selbstsein: In der jeweiligen Stimmung befindet sich das Dasein je so, dass es sich als vor es selbst gebracht findet.

Menschliches Dasein vollzieht sich immer schon in einem Ganzen, ohne dieses Ganze zu erfassen. Dieses „im Ganzen“, worin das Dasein geschieht, ist selber nicht wiederum ein Seiendes, sondern jenes a priori Offene, das uns in der Stimmung „überkommt“: „Die Stimmung macht gerade das Seiende im Ganzen und uns uns selbst als inmitten desselben befindlich offenbar“ (*Heidegger* 1983, S. 410). Dieses im Ganzen überkommt uns zum Beispiel in der Langeweile, in der einem langweilig ist (*Heidegger* 1983, S. 117-249; dazu auch *Vorlauffer* 2008), oder geht uns auf in der Freude an der Gegenwart des Daseins eines geliebten Menschen (*Heidegger* 1978, S. 110) oder in der Angst als einer ausgezeichneten Erschlossenheit des Daseins (*Heidegger* 1979, S. 174 ff.).

Die stimmungsmäßige Erschlossenheit vor jeder Reflexion zeigt *Heidegger* etwa an folgendem Beispiel: Ein Mensch, mit dem wir zusammen sind, wird von Traurigkeit überfallen – was ereignet sich hier? „Es ist alles wie sonst und doch anders, und nicht etwa nur in dieser oder jener Hinsicht, sondern, unbeschadet der Selbigkeit dessen, was wir tun und wofür wir uns einsetzen, das Wie, in dem wir zusammen sind, ist anders“ (*Heidegger* 1983, S. 99). Seine Unzugänglichkeit bedeutet, dass die Art und Weise des Miteinanderseins eine andere geworden ist. Seine „Traurigkeit ist es, die dieses Wie (wie wir zusammen sind) ausmacht. Er nimmt uns in die Art, in der er ist mit hinein, ohne daß wir selbst notwendig schon traurig sein müßten. Das Miteinandersein, unser Dasein, ist ein anderes, ist umgestimmt“ (*ebd.*, S. 100). Daran zeigt sich: Die Stimmung ist weder innen im Subjekt noch draußen, sondern das „Wie unseres Miteinander-Daseins“ (*ebd.*) – keine Begleiterscheinung, sondern „solches, was im vorhinein gerade das Miteinandersein bestimmt“ (*ebd.*). Sie ist dann gerade die Grundart, wie wir sind. So aber sind wir wesentlich und stets.

Hat „Befindlichkeit [...] je ihr Verständnis“ (Heidegger 1979, S. 190), dann ist auch das Verstehen immer schon ein gestimmtes. Sozialarbeit als verstehende Profession steht daher in einem wesentlichen Bezug zu Gestimmtheit.

Professionelle Stimmigkeit: Soziale Arbeit unter dem Anspruch von Stimmungen und Gefühlen

Auch die durchrationalisierteste und effizienzoptimierteste Sozialarbeit ist von Gefühlen und Stimmungen begleitet – doch dieses „Begleiten“ muss tiefer erfahren und gedacht werden als es die Gefühls- und Vorstellungswelt des geschichtlich überkommenen Subjekt-Objekt-Dualismus und eine verstümmelte Selbst- und Welterfahrung zulassen: Die bisherigen Überlegungen haben für eine professionelle Soziale Arbeit zur Folge, dass sie Gestimmtheit als für ihr Verstehen und Handeln fundierend begreifen kann. Denn Stimmungen durchwalten unser gemeinsames In-der-Welt-Sein, tragen auch den Welt erschließenden oder verschließenden Bezug von Sozialarbeiterin, Sozialarbeiter und Klientin, Klient erschließen und verschließen Möglichkeiten unseres Daseins, die verstehend zur Sprache gebracht und aufgegriffen werden können.

Befindlichkeit, Verstehen und Rede sind deshalb für Heidegger gleichursprüngliche Existenzialien, die jeweils aus sich selbst aufeinander verweisen und darin offenbar werden lassen, dass menschliches Dasein primär Möglichsein bedeutet. Soziale Arbeit, die sich nicht mit der ihr zunehmend zugewiesenen technokratischen Rolle³ abfindet, Menschen nach dem Bild des neoliberalen Totalitarismus zuzurichten, sondern sich noch als unter dem Anspruch des Anderen stehend versteht, das heißt in der Lage ist, Klientinnen und Klienten personal zu begegnen, erfährt den tiefsten Sinn von Stimmigkeit ihres Handelns als ein Wahrheitsgeschehen: ein Geschehen, wo einer Vergangenheit eine neue Zukunft eingeräumt und so Gegenwart gelichtet, verhärteter Wirklichkeit die Dimension offener Möglichkeit eröffnet, menschliche Würde aus der Verborgenheit in ein Offenes entborgen, Verdinglichung aufgehoben wird.

Sozialarbeit, die sich auf die Erfahrung des Anderen in seiner Bedürftigkeit einlässt und diese Erfahrung denkend entfaltet, erfährt sich dann nicht als technologische oder managende Profession, sondern seinlassend, Möglichkeiten aufschließend – ihre Praxis im Kontext hektischen Aktivismus als eine Form des emanzipatorischen Lassens. Eine solche Sozialarbeit wird ein anderes Verständnis von Zeit, von Sprache oder Begegnung, letztlich von Subjekt,

Personalität und Menschenwürde haben als ein an Effizienzkriterien orientiertes Managertum. Ihr Tun bedarf eines anderen als des vorherrschenden rechnend-ökonomistischen Denkens: Die kapitalistische Verwertungslogik kennt keine Dialogik, keinen integralen, den anderen in sein Dasein freigebenden *lógos*, sondern nur eine Logik des Widerspruchs, modern formuliert: der Konkurrenz. Der *lógos* der Sozialarbeit, mithin deren *légein*, das heißt zum Beispiel ihr Sagen, Benennen, zur Sprache bringen, Hören, Beim-Namen-Rufen, bedarf zutiefst einer anderen, am Mit- und Durcheinandersein orientierten personalen Dia-Logik – eines Denkens, das bisher erst in Ansätzen von der Theorie der Sozialarbeit beziehungsweise Sozialarbeitswissenschaft rezipiert wurde. Ein sich Öffnen für den Anspruch der Gestimmtheit und der in ihnen gefühlten Gefühle könnte ein solches Denken vorbereiten. Wo sie in ihrem Anspruch wahrgenommen werden, wird auch der Zuspruch der Sozialarbeiterin, des Sozialarbeiters ein anderer, auf das Ganze und den abgründigen Grund der Klientinnen und Klienten hin orientiert.

Sind wir immer schon gestimmt in der Welt, so müssen wir auf den Anspruch von Stimmungen achten: Sie sagen, wie es um uns steht – Grundstimmungen wie Angst oder die tiefe Langeweile (in der es um den abgründigen Grund unseres Existierens geht) anders als die beiläufigen Stimmungen von Furcht (etwa vor einem Rezensenten) oder die alltägliche Langeweile (etwa wenn wir auf einen verspäteten Zug warten). Das sprachlich-verstehende Offenbarmachen der Welt, in die Stimmung uns trägt, ist, wie es etwa die psychotherapeutische Daseinsanalyse⁴ längst erkannt hat, als hermeneutischer Prozess ein zeitlicher mit Veränderungspotenzial. Gefühle und Stimmungen – dort, wo sie zugelassen und nicht versperrt werden –, die sich hartnäckig dem Beschleunigungsprozess widersetzen, verlangsamen, verbinden, schaffen Nähe. Wo sie nicht technisch hergestellt und instrumentell verwertet werden, befreien sie verdinglichte Subjektivität aus ihrer Kälte, indem sie der Erfahrung der Gabe und Aufgabe des Seins im Da, aus der und durch die die Fähigkeit entspringt, dieses Dasein eigens, das heißt selbstständig zu übernehmen, einen ermöglichenden Raum eröffnen. Das Achten auf Gestimmtheit könnte dann eine Grundlegung einer professionellen Achtsamkeit werden.

Die anthropologische Prämisse eines sich beschleunigenden Kapitalismus ist, dass einem nicht nur „Hören und Sehen“, sondern auch fühlendes Fühlen „vergeht“, die Möglichkeit achtsamen Wahrnehmens. Die Aufgabe einer von einer „Ethik der Achtsam-

keit“⁵ getragenen Sozialarbeit, die nicht nur in der Lage ist, das empirischer Forschung als Verifizierbares und Quantifizierbares etc. Zugängliche, sondern auch Unerhörtes und Ungesagtes zu hören, wird im Grundsatzdokument „Ethics in Social Work. Statement of Principles“ der International Federation of Social Workers (IFSW) und der International Association of Schools of Social Work (IASSW) angedeutet. Dort heißt es: „Social workers should act in relation to the people using their services with compassion, empathy and care.“ In die deutsche Übersetzung hat sich aber mit dem Verbum „behandeln“ – wohl unbeabsichtigt und wider die eigenste Intention – die gegenwärtig vorherrschende Verdinglichungstendenz eingeschlichen: „Sozialarbeiter/-innen sollen die Menschen, welche ihre Dienste nutzen, mit Mitgefühl, Einfühlungsvermögen und Achtsamkeit behandeln“ (IFSW 2004, S. 6). Dass Menschen mit „Achtsamkeit“ zu „behandeln“ sind, ist ein Selbstwiderspruch, in seiner Unauffälligkeit nur zu verstehen, weil es „normal“ (geworden) ist, Menschen analog den Dingen als zu- und vorhanden, nicht aber daseinsmäßig zu begreifen und entsprechend zu begegnen.

Anmerkungen

1 Silvia Staub-Bernasconi formuliert diese Umgestaltung des Menschen allgemeiner: „Der Neoliberalismus als universelles Projekt ist, um seine Herrschaft in allen Lebensbereichen auszuüben, auf einen sich autonom wahnenden, sich selbst managenden Menschen ohne Mitgefühl für andere, ohne Loyalität und Solidarität zu anderen Menschen, ohne Wissen über die (Macht)Struktur und Dynamik von (Welt)Gesellschaft und seine unterschiedliche Abhängigkeit von ihnen angewiesen“ (Staub-Bernasconi 2009, S. 26).

2 Vgl. dazu die kritischen Überlegungen von Galuske (2007).

3 Vgl. dazu den auf die Alltagssprache der Sozialen Arbeit hörenden Beitrag von Meerkamp (2007)

4 Vgl. dazu Wucherer-Huldenfeld (2006) und zu den philosophischen Grundlagen der Daseinsanalyse allgemein siehe Helting (1999).

5 Vgl. dazu die Dissertation von Conradi (2001), die bisher insbesondere im Pflegebereich intensiv rezipiert wurde und an die sich inzwischen weitere Überlegungen angeschlossen haben. Zur allmählichen Rezeption in der Sozialen Arbeit siehe Großmaß (2006).

Literatur

Adorno, Theodor W.: Zur Metakritik der Erkenntnistheorie. Drei Studien zu Hegel. GS 5. Frankfurt am Main 1975
Adorno, Theodor W.: Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. GS 4. Frankfurt am Main 1980
Adorno, Theodor W.: Dialektik der Aufklärung. GS 3. Frankfurt am Main 1981
Bakic, Josef: Qualität und Effizienz. In: Bakic; Diebäcker; Hammer (Hrsg.): Aktuelle Leitbegriffe der Sozialen Arbeit. Ein kritisches Handbuch. Wien 2007, S. 200-216
Bakic, Josef: Sozialpädagogische Anmerkungen zur Qualitätssicherungsdebatte. In: soziales_kapital. wissenschaftli-

ches journal österreichischer fachhochschul-studiengänge soziale arbeit Nr. 2/2009. Printversion: <http://www.sozialeskapital.at/index.php/sozialeskapital/article/viewFile/118/158.pdf>

Callo, Christian: Handlungstheorie in der Sozialen Arbeit. München 2005

Conradi, Elisabeth: Take Care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit. Frankfurt am Main 2001

Galuske, Michael: „Wenn Soziale Arbeit zum Management wird ...“ Anmerkungen zum aktivierenden Umbau der Sozialen Arbeit und seinen Niederschlägen in der Methodendebatte. In: Krauß; Möller; Münchmeier (Hrsg.): Soziale Arbeit zwischen Ökonomisierung und Selbstbestimmung. Kassel 2007, S. 333-375

Großmaß, Ruth: Die Bedeutung der Care-Ethik für die Soziale Arbeit. In: Dungs u.a. (Hrsg.): Soziale Arbeit und Ethik im 21. Jahrhundert. Leipzig 2006, S. 319-328

Gruen, Arno: Der Wahnsinn der Normalität. Realismus als Krankheit. München 1987

Heidegger, Martin: Wegmarken (Einzelausgabe). Frankfurt am Main 1978

Heidegger, Martin: Sein und Zeit (Einzelausgabe). Tübingen 1979

Heidegger, Martin: Hölderlins Hymnen „Germanien“ und „Der Rhein“. GA 39. Frankfurt am Main 1980

Heidegger, Martin: Die Grundbegriffe der Metaphysik. Welt – Endlichkeit – Einsamkeit. GA 29/30. Frankfurt am Main 1983

Heiner, Maja: Professionalität in der Sozialen Arbeit. Theoretische Konzepte, Modelle und empirische Perspektiven. Stuttgart 2004

Helting, Holger: Einführung in die philosophischen Dimensionen der psychotherapeutischen Daseinsanalyse. Aachen 1999

Holl, Adolf: Mitleid im Winter. Erfahrungen mit einem unbequemem Gefühl. Hamburg 1985

IFSW (International Federation of Social Workers) (Hrsg.): International Declaration of Ethical Principles of Social Work and International Ethical Standards for Social Workers. In: <http://www.ifsw.org/p38000739.html>, 2004. Abruf am 20.4.2009

Meerkamp, Rainer: Der Sozialtechniker in der Sozialen Arbeit. In: Soziale Arbeit 1/2007, S. 12-22

Nellessen, Lothar: Aufstellungsarbeit mit Organisationen und Familien – ein Beitrag zu ihrer Entmystifizierung. In: Krauß; Möller; Münchmeier (Hrsg.): Soziale Arbeit zwischen Ökonomisierung und Selbstbestimmung. Kassel 2007, S. 679-698

Staub-Bernasconi, Silvia: Wege aus der Misstrauensfalle. Muss sich Soziale Arbeit von sich selbst befreien? In: SIÖ, Sozialarbeit in Österreich 1/2009, S. 24-28

Vorläufer, Johannes: Zeitvertreib und Langeweile oder Über die Last der „langen Weile“ und die Sehnsucht nach Muße. In: Soziale Arbeit 8/2008, S. 292-298

Weih, Sandra: Die Relevanz und Akzeptanz der Intuition in Theorie und Praxis professioneller sozialer Arbeit. Magisterarbeit. München 2007

Wucherer-Huldenfeld, Augustinus Karl: Über den Bezug der Emotionen zur Wahrheit. In: Daseinsanalyse. Jahrbuch für phänomenologische Anthropologie und Psychotherapie, 22/2006, S. 28-40